

Anni E. Lindner

DIE WAHRHEIT  
SCHMECKT  
NACH  
Marzipan 

  
Francke

# Prolog

*Der Tod. Er schwebt über meinem Leben, dunkel und bedrohlich. Ich weiß nicht, wann er das nächste Mal zuschlägt. Ich habe versucht, ihn zu verdrängen, aber er lässt sich nicht ausklammern. Er kommt, wann er will, und ich kann mich nicht wehren. Ich liege im Bett und stelle mir vor, wie er ist. Gefährlich leise, wie ein Raubtier. Er beobachtet, schleicht sich an, lauert. Und springt. Schlägt seine Krallen in mein Fleisch und drückt mir die Luft ab. Ich höre ihn höhnisch lachen, während das Leben aus mir weicht. Ausgelöscht. Dieser Tod lässt mich zittern, schlottern vor Angst, verkrampft mir den Magen.*

*Aber manchmal träume ich, dass er anders ist.*

*Es ist nur eine ferne Ahnung, ein Gefühl, dass es ihn nicht wirklich gibt. Dass er nur eine Tür ist, und hinter dieser Tür funkeln bunte Farben, wilder und wärmer als das Leben. Und dann ist da einer, der auf mich wartet. Er steht in der Tür und lächelt. Ich weiß, er wird mich umarmen, wenn ich komme.*

*Und vielleicht, vielleicht ist das die Wahrheit. Aber wer weiß das schon.*

# Kapitel 1

»Erde zu Erde, Asche zu Asche ...«

Krümel trockener Erde prasseln auf den Sarg, der da unten in diesem Loch liegt. Sauber ausgehobene Wände, glatt geschliffenes Holz, glänzender Lack. Ein Blumenbouquet in seinen Lieblingsfarben. Tock. Ein Steinchen springt zur Seite.

»... Staub zu Staub.«

Der Pfarrer wirft die letzten Erdkrumen von der Hand, als wolle er den Tod von seinen Fingern schütteln. Sein Blick hebt sich von dem kleinen rotbraunen Buch in seiner Hand und gleitet über die Menge. Über uns. Er soll wohl andächtig sein, wirkt aber eher vorwurfsvoll. Der Tod, er hat wieder zugeschlagen. Und keiner hat es verhindert, nicht einmal er mit seiner salbungsvollen Stimme.

»Aus Staub sind wir gemacht, zu Staub müssen wir wieder werden. Möge Paul Kramer in Frieden ruhen. Möge er schauen, was er geglaubt hat.«

Ich zucke zusammen, als ich seinen Namen höre. Paul Kramer. So nenne ich ihn nie. Ich nenne ihn Papa, manchmal auch Paps, wenn ich besonders gute Laune habe.

*Gute Nacht, Papa. Ich hab dich lieb.*

Nein, das ist alles einfach surreal. Ich stehe doch nicht wirklich an diesem Grab, und wenn, dann liegt da unten nur ein leerer Kasten. Nie im Leben ist das die Beerdigung meines Vaters, niemals. Ich weiß genau, dass ich gleich aufwache. Irgendwann muss dieser schräge Traum ein Ende haben. Bestimmt vibriert gleich mein Handy und es ist vorbei. Dann schlage ich die Augen auf,

sehe die Morgensonne durch die Jalousien scheinen und atme auf.

»Es ist Zeit.« Meine Mutter gibt mir einen sanften Stups und schiebt mich näher an das Grab heran.

Der Pfarrer starrt mit leerem Blick auf die obere Kante der Grube. Ich bemerke die Rose in meiner Hand. Meine Mutter hat sie mir vorhin gegeben, als wir die Kirche betreten haben. Ich mache einen Schritt auf die Grube zu und fühle, wie ich wanke. Ich halte mich an meiner Mutter fest, aber nur für den Bruchteil einer Sekunde. Nur damit ich nicht in das Grab hineinfalle. Obwohl, vielleicht wäre das gar nicht so schlimm. Ich will ihn umarmen. Ich will mich an ihn kuscheln und ihn sagen hören, dass alles gut ist. Dass es wirklich nur ein böser Traum war.

Die Rose meiner Mutter landet mit einem sanften Plopp auf dem Deckel des Sarges. Ich vernehme ein Schniefen, ein hartes Schluchzen; unterdrückt und leise nur, aber umso verzweifelter.

Meine Hand zittert. »Gute Nacht, Papa«, höre ich mich flüstern. Die Rose fällt in die Tiefe und rutscht neben den Sarg.

Dann wird mein Kopf auf einmal klar. Ich sehe die Erde und die Blumen, ich fühle den leichten Windstoß auf dem ansonsten heißen Friedhof. Streiche mir unwillkürlich eine Strähne meines roten Haares aus der Stirn, das Paps so geliebt hat. Die Gegenwart der Menschen hinter mir ist angespannt ruhig und gedrückt. Als ich zurücktrete, wanke ich nicht mehr. Nein, ich träume nicht. Das hier ist die Realität.

Ich stelle mich neben meine weinende Mutter und schaue die Menschen an. Ihre Blicke sind entweder auf den Boden gerichtet oder auf den Rücken der Person vor ihnen. Sie tragen Schwarz oder zumindest gedeckte Farben – eine dunkle Menge zwischen den blumengeschmückten Gräbern. Der Himmel ist unverschämt blau. Jetzt kommt der Erste zu uns, um zu kondolieren. Es ist Opa Bernd, der Vater meines Vaters. Sein Gesicht ist blass, die Augen sind rot unterlaufen. Er drückt mich. Oma Ute laufen die Tränen über die Wangen und ich bin ganz nass, nachdem sie

mich umarmt hat. Die beiden tun mir leid. Es muss schwer sein, das eigene Kind zu beerdigen.

Danach kommen die Eltern meiner Mutter, meine Tanten und die beiden Cousinen, Freunde meines Vaters, Freunde meiner Mutter und unendlich viele Studenten und Kollegen von Papa Paul Kramer, Facharzt und Dozent für Lungenchirurgie an der Charité. Ich sehe ihnen allen ins Gesicht, während sie mir die Hand drücken. Es scheint sie zu verwirren. Die meisten schlagen die Augen nieder und murmeln irgendetwas Unverständliches, bevor sie rasch zu meiner Mutter weiterreisen und ihr ihr Beileid aussprechen.

Es dauert lange, bis sie alle vorbeigezogen sind. Ich bin froh darüber, denn es zeigt, dass mein Papa ein angesehener Mann war. Natürlich wird die Flut von Trauerkarten und Zeitungsanzeigen, die uns in den letzten Tagen überschwemmt hat, bald enden. Sobald der Schock über den unerwarteten Tod Dr. Kramers sich gelegt hat, werden alle zu ihren Alltagsgeschäften übergehen. Aber jetzt, heute, sehe ich sie alle. All die, die mein Papa beeinflusst hat. Deren Leben mit seinem verknüpft sind – als Freund, als Chef, als Lebensretter. Ich will glauben, dass sein Leben nicht sinnlos war, weil er so vielen etwas bedeutet. Sein Tod ist es trotzdem, das steht für mich fest.

Und ich drehe mich um, als der Letzte kondoliert hat, werfe ich dem Grab einen letzten Blick zu und lasse den Friedhof hinter mir. Mein Handy vibriert in meiner Hosentasche. Es ist zwölf Uhr siebenunddreißig, meine beste Freundin Sanna hat mir eine Nachricht geschickt. Ich bin wach. Hellwach und lebendig. Das hohe Tor des Friedhofs knarzt, als ich es schließe.

Auf der Straße tobt der Verkehr. Meine Mutter hängt sich an meinen Arm und schnieft.

## Kapitel 2

Am nächsten Tag gehe ich wieder zur Schule. Ich muss weitermachen, die Schonfrist ist abgelaufen. Es ist schon warm, als ich aus dem Haus trete. Der Himmel ist so blau wie gestern, ein kleines bisschen verschleiert vom Morgendunst nur. Der Gehweg ist staubig, auf einem Hundehaufen sitzen dicke Fliegen. Meine Füße gehen den Weg von allein. An der Ecke zur Hauptstraße steht Sanna; ihre weißblonden Haare leuchten mit den Farben ihres Rockes um die Wette. Sie ist unheimlich hübsch, aber das glaubt sie mir nicht.

»Hey, Tally.«

Zum Glück fragt sie nicht, wie es mir geht, denn darauf wüsste ich keine Antwort. Aber Sanna kennt mich. Wir sind befreundet, seit unsere Mütter uns den Krippenerzieherinnen in die Arme drückten und verschwanden. Angeblich haben wir uns dann immer gegenseitig getröstet und in gewisser Weise tun wir das immer noch. Genau wie damals oft auch ohne Worte.

Wir gehen nebeneinanderher die Straße hinunter, über die Ampel, an den Läden und Wohnhäusern vorbei, bis wir vor dem Schulgebäude stehen. Schüler schwirren um uns herum die Treppe hinauf.

»Bist du bereit?«, fragt Sanna und schaut mich prüfend an.

Ich schiebe trotzig die Unterlippe vor und erwidere ihren Blick, ohne zu blinzeln. »Klar.«

Je tiefer wir in das Gebäude eindringen, desto beklommener wird mir zumute. Es kommt mir vor, als würden alle mich anstarren, dabei stimmt das wahrscheinlich überhaupt nicht. Von den knapp siebenhundert Schülern wissen vielleicht zwanzig, dass

mein Vater vor acht Tagen, drei Stunden und siebenundzwanzig Minuten gestorben ist. Also haben die anderen keinen Grund, mich mitleidig anzugucken.

Dann sind wir im ersten Kursraum angekommen. Es sind noch nicht allzu viele Leute da, typisch für die erste Stunde. Die Hälfte des Kurses stürzt erst um kurz vor acht in den Raum, obwohl man es sich besonders bei Frau Heyme nicht erlauben sollte, zu spät zu kommen. Sie freut sich immer über Opfer, die sie direkt zur mündlichen Leistungskontrolle drannehmen kann. Ich setze mich neben Sanna auf meinen Platz und packe Biobuch, Collegenblock und Schreibzeug auf den Tisch.

»Hey, Tally, ich hab's gerade gehört. Wie geht's dir denn?« Jenny hockt sich auf den Stuhl zu meiner anderen Seite und schaut mich mit großen Hundeaugen an.

Ich finde, sie sollte weniger Mascara benutzen. Außerdem redet sie im Normalfall nie mit mir. »Was meinst du überhaupt?«, frage ich patzig und starre ihr ins Gesicht.

Ihre Augen werden noch ein bisschen größer und sie stammelt verwirrt: »Na, das mit deinem Vater ... das tut mir leid.«

Ich runzle die Stirn und drehe mich weg. Aus den Augenwinkeln sehe ich, wie Sanna Jenny besänftigend anblinzelt. Jenny springt auf und verdrückt sich an ihren Platz. Sanna stupst mich an, sagt aber zum Glück immer noch nichts. Trotzdem weiß ich, was sie von mir will. Das war doch nur nett gemeint, bedeutet ihr Stupser. Aber das glaube ich nicht. Es war einfach nur sensationslustig. Sie wollen alle wissen, was passiert ist. Hinter meinem Rücken höre ich sie beinahe flüstern. Ich kann mir vorstellen, wie die Nachrichten, die in den Pausen unsichtbar von einem Handy zum anderen schweben, in etwa lauten: *Hast du schon gehört? Das mit Tallys Vater? – Ja, der ist tot. Schlimm, oder? Weißt du, warum? – War der nicht so ein bekannter Arzt? Der hatte bestimmt einen Unfall ... Eine tödliche Krankheit hätten Mediziner wie die doch bestimmt rechtzeitig bemerkt. Tallys Mutter ist doch auch Ärztin, oder? – Ja, stimmt. Es muss ein Unfall gewesen sein.*

Ich bin so in Gedanken versunken, dass ich verpasse, wie Frau Heyme in die Klasse kommt. Ich schrecke erst auf, als ich meinen Namen höre.

»Talitha Kramer, ich habe dich aufgerufen. Würdest du bitte die Güte haben, an die Tafel zu kommen?«

Ich sitze wie festgenagelt auf meinem Stuhl und starre sie ungläubig an. Ruft sie mich allen Ernstes auf, da vorn mein Wissen zu präsentieren?

»Was ist los? Hast du dich etwa nicht vorbereitet?«

Ich bin immer noch bewegungsunfähig, aber nun meldet sich Sanna an meiner Stelle zu Wort: »Frau Heyme, vielleicht können Sie eine Ausnahme machen. Sie war gestern auf einer Trauerfeier.«

Frau Heymes Blick wird finster. »Dann hätte sie eben vorgestern lernen müssen. Das ist keine Entschuldigung.«

»Es war die Beerdigung ihres Vaters.«

Jetzt wird die Lehrerin plötzlich rot.

Siebzehn Augenpaare richten sich auf mich und ich höre, wie ein paar meiner Mitschüler scharf die Luft einziehen.

»Das – äh – ist natürlich etwas anderes. Mein Beileid.« Frau Heyme sieht kurz so aus, als würde sie die Leistungskontrolle damit für heute ausfallen lassen, dann fängt sie sich jedoch wieder. »Ja, dann schlage ich vor, dass du den Test für heute übernimmst, Sanna.«

Ein leises Murmeln deutet an, dass die meisten es herzlos finden, angesichts der Todesnachricht überhaupt einen Test stattfinden zu lassen.

Aber Sanna zuckt mit den Schultern und geht nach vorn. Sie ist vorbereitet, wie immer. Bio ist eben ihr Lieblingsfach. Während sie fehlerfrei über die Vererbungslehre referiert, versuche ich, meine Gedanken in diesen Raum hier zu ziehen, aber es ist schwer. Vor meinem inneren Auge sehe ich das Krankenbett, das blasse Gesicht meines Vaters und den blinkenden Bildschirm neben seinem Kopfende.

*»Mach dir keine Sorgen, Fuchslein«, sagt er. Seine Stimme ist leise und ein bisschen rau, aber warm wie immer. »Jeder von uns stirbt irgendwann. Ich hätte mir auch gewünscht, noch ein bisschen länger bei dir bleiben zu können, aber so ist es nun einmal.«*

Ich spüre, wie mein Herz heftig pocht. *»Aber das ist ungerecht«,* flüstere ich in meiner Erinnerung.

Paps lächelt. Er lächelt immer, wenn ich wütend werde. Nicht verächtlich, sondern verständnisvoll. Dafür liebe ich ihn, denn das macht sonst niemand.

*»Weißt du ... das Sterben ist wie eine Geburt, nur rückwärts.«*

Ich schaue ihn vollkommen verständnislos an. Seine Augen sind ruhig und klar; ich weiß, dass er das alles im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte sagt. *»Wie meinst du das?«,* frage ich heiser.

Das Lächeln sitzt tief in seinen Augen. *»Der, der loslassen muss, erfährt unerträglichen Schmerz. Davor hast du Angst. Aber für denjenigen, der geboren wird oder stirbt, ist es der Beginn eines neuen Abenteuers, der Übergang in eine neue Welt. Es wartet Glück auf dich, Tally. Sei bereit, es zu umarmen.«*

Sanna kommt an ihren Platz zurück und reißt mich mit dem Rücken ihres Stuhles aus meinen Gedanken. Ich kann mich an diese Unterhaltung mit meinem Vater so klar und deutlich erinnern, als hätte ich sie gefilmt und könnte sie jederzeit abspielen. Sogar der Geruch des Desinfektionsmittels ist abgespeichert, vermischt mit dem leisen Duft nach Mittagessen, der vom Flur ins Zimmer geweht kam. Wer auch immer auf der Intensivstation in der Lage ist, ein ordentliches Mittagessen zu verspeisen. Mein Vater war es jedenfalls nicht.

*»Tally, du musst dein Buch aufschlagen!«*

Sanna schiebt mir das Lehrwerk hin und zeigt mit dem Finger auf die Seitenzahl.

*»Tut mir leid«,* murmele ich automatisch und folge ihrer Aufforderung. Tut mir leid, Paps. Ich muss mich jetzt auf mein Leben konzentrieren. Es gibt schließlich nichts Wichtigeres als die Kombinationsmöglichkeiten von Desoxyribonukleinsäuren.

Irgendwie vergeht die Stunde, ohne dass Papa dazwischenfunkt. Allerdings bekomme ich vom Stoff auch nicht wirklich viel mit. Mein Kopf füllt sich mit Informationen, aber irgendwo zwischen Kurzzeit- und Langzeitspeicher gibt es ein leises Puffen und alles ist weg. Sanna wirft mir immer wieder prüfende Seitenblicke zu. Vielleicht befürchtet sie, dass ich jederzeit in Tränen ausbrechen könnte. Aber die Gefahr besteht nicht. Gestern Abend, als ich allein in meinem Zimmer war, habe ich geweint. Nein, nicht geweint: geheult. Geheult wie nie zuvor in meinem Leben, mit so vielen Tränen, dass unmöglich noch eine übrig geblieben sein kann. Am Ende bin ich vor Erschöpfung eingeschlafen. Und als ich heute Morgen aufgewacht bin, wusste ich, dass ich nie wieder in meinem ganzen Leben weinen werde. Es ist einfach alles aufgebraucht.



Der ganze Schultag läuft einfach so an mir vorbei. Ich setze mich in den Unterricht, trotte hinter Sanna her die Flure entlang, wenn wir den Klassenraum wechseln müssen. Ich esse mein Pausenbrot, beantworte die Fragen meiner Freunde, lächle und fühle rein gar nichts.

»Er hatte Krebs.«

»Nein, es kam überraschend.«

»Ich denke, dass er es schon lange gefühlt hat, aber er hat es nicht ernst genommen.«

»Ja, er war Arzt. Aber Ärzte können auch Fehler machen.«

Als die letzte Stunde zu Ende ist, nehme ich meine Sachen und gehe zum Ausgang.

»Was machst du heute Nachmittag?«, fragt Sanna und wirft ihr Haar mit einer eleganten Kopfbewegung in den Nacken.

Ein Typ aus der Zwölften schielt zu uns herüber.

»Gar nichts«, antworte ich. Ich werde nach Hause gehen und mich ins Bett legen. Dann mache ich die Augen zu und denke an

gar nichts. So einfach. Und das werde ich für den Rest meines Lebens machen. Vielleicht stehe ich auch einfach gar nicht mehr auf. Sanna erzähle ich das nicht. Sie würde nur versuchen, mich aufzumuntern.

»Ich gehe mit Helen zu *Falcos*. Komm doch mit!«

Ich zucke mit den Schultern und deute ein Kopfschütteln an.

»Keine Lust.«

Sanna verzieht den Mund und legt die Stirn in Falten, sagt aber nichts. Schweigend geht sie neben mir her bis zu meiner Haustür.

»Ruf mich an, wenn du reden willst«, bietet sie mir an.

Ich fummle an meinem Schlüsselbund herum und nicke.

»Und wenn du doch noch Lust kriegst, dann komm einfach vorbei.«

Ich nicke ein weiteres Mal und sie sieht mich noch eine Sekunde lang zögernd an. Dann hebt sie die Hand und dreht sich um.

»Bis dann«, wirft sie mir ein wenig unglücklich zu.

Wenn ich etwas fühlen würde, hätte ich jetzt wahrscheinlich ein bisschen Mitleid mit ihr, weil sie sich so viel Mühe gibt und ich so undankbar bin. Aber nein, da ist nichts. Kein Gefühl übrig.

Ich schließe die Tür auf und gehe nach oben. Die Wohnung ist leer und still. Alles ist sauber und ordentlich wie immer. Keiner bringt hier etwas durcheinander, seit Papa nicht mehr da ist. Mutters tausend Paar Schuhe präsentieren sich in dem hohen weißen Regal wie in einem Schuhgeschäft, an der Garderobe hängt einzig und allein ihre schwarze Lederjacke. Der Autoschlüssel liegt in der Glasschale auf dem Sideboard und ein Strauß weißer Lilien verströmt seinen strengen Duft.

Das Einzige, was nicht so recht in die gut sortierte Wohnung passt, sind drei Umzugskartons. Sie stehen im Essbereich, etwas verloren neben der Tür zum Flur. Ich weiß, dass meine Mutter in diese Kisten jeden Tag ein paar Dinge packt, die Papa gehört haben. Stück für Stück wandert in die Kartons, die sie zu einer wohlthätigen Organisation bringen wird. Eigentlich tut es tief in meinem Innern weh, wenn ich diese Kisten sehe. Eigentlich kon-

trolliere ich an jedem Tag, was meine Mutter neu eingepackt hat, und manchmal nehme ich heimlich etwas heraus und verstecke es in meinem Zimmer. Aber heute gehe ich einfach daran vorbei. In mir bleibt alles teilnahmslos.

Ich werfe einen Blick in die Küche. Mein Magen ist genauso unbeteiligt wie der Rest meines Körpers an diesem Tag, also schaue ich gar nicht erst nach, was Rosi für mich gekocht hat.

Meine Füße laufen in mein Zimmer. Zum Glück meidet Rosi diesen Raum. Sie ist seit ungefähr zwölf Jahren unsere Haushaltshilfe. Früher, als ich klein war, hat sie auf mich aufgepasst, wenn meine Eltern auf einem Kongress waren oder lange arbeiten mussten. Damals sind die beiden sogar noch abends zusammen ausgegangen.

Mein Bett ist zerwühlt. Auf dem Boden und auf allen verfügbaren Sitzgelegenheiten liegen Klamotten von mir herum. Der Schreibtisch ist unordentlich und aus dem Mülleimer quellen Papierreste. Ich ignoriere das, was meine Mutter in den Wahnsinn treibt, sooft sie hier hereinschaut, und lasse mich auf das Bett fallen. Ich kneife die Augen zu und hoffe auf den Schlaf. Stattdessen taucht wieder Papas Gesicht in meiner Erinnerung auf. *»Ich hab dich lieb, Fückslein.«* Ich sollte jetzt weinen. Oder einschlafen. Aber nichts von beidem passiert. Meine Augenlider flattern, als ob es verboten wäre, am frühen Nachmittag zu schlafen. Trotzdem bleibe ich liegen, bewegungslos. Ich versuche meinen Herzschlag zu spüren. Nach einer Weile gelingt es mir. Schön gleichmäßig arbeitet das verräterische Ding in meiner Brust, das mir doch versprochen hatte, stehen zu bleiben, als meine Mutter mir die alles zerstörende Nachricht überbrachte.

*»Tally, ich muss dir etwas sagen.«*

Ich war gerade dabei gewesen, mir einen von Papas Krimis aus dem Bücherregal auszusuchen, und hatte keine Lust, mich mit ihr zu unterhalten. Aber ihre Stimme klang irgendwie komisch.

*»Worum geht es?«,* fragte ich über die Schulter hinweg.

*»Komm, setz dich mal kurz hin.«* Sie selbst stand an der Tür, in

der Hand ein Glas Wasser. Es kann auch Wodka gewesen sein. Jedenfalls fiel mir auf, dass ihre Hand zitterte. Ich setzte mich auf die Kante des weißen Ledersessels, der meiner Position am nächsten stand.

Mit unsicheren Schritten kam sie ein bisschen näher. Während sie zu sprechen begann, hob sie den Blick und schaute an mir vorbei auf die Schrankwand.

*»Du weißt ja, dass es Papa in letzter Zeit nicht so richtig gut ging«,* holperte sie los.

Mein Herz fing an, erschreckt zu klopfen.

Ich sagte nichts, versuchte nur, ihren Blick zu finden. Aber sie starrte weiterhin auf die Schrankwand.

*»Er hat sich endlich untersuchen lassen und es sieht nicht gut aus.«*

*»Wann kommt er heute von der Arbeit?«,* fragte ich. Eine blöde, völlig unpassende Frage, das war mir schon klar, aber sie stellte sich eben einfach.

*»Er ist nicht auf der Arbeit.«* Meine Mutter trank das Glas in einem Zug leer, ohne das Gesicht zu verziehen. Dann stellte sie es mit einem Klirren auf den Glastisch und sah mich direkt an.

*»Er liegt auf der Chirurgie und wird auf die OP vorbereitet. Er hat ein Lungenkarzinom und vermutlich eine Menge Metastasen. So genau konnten sie es auch nach dem MRT nicht sagen.«* Ihr Gesicht war hart und kantig wie die Tischplatte, auf der das leere Glas stand. Ihre Augen stachen mich, blau und wütend. Als ob es meine Schuld wäre. Oder seine.

*»Ich habe ihm seit Monaten gesagt, dass er sich verdammt noch mal untersuchen lassen soll. Aber Doktor Kramer wusste es besser. Jetzt ist es wahrscheinlich zu spät.«*

Sie ging aus dem Zimmer und ließ mich einfach sitzen. Ich wusste, sie meinte es nicht böse. Sie war einfach selber völlig überfordert. Aber ich war es auch. Und ich fühlte mich, als hätte sie mich mit ihren Worten getötet.

Ich saß da und versuchte das Gehörte zu verstehen. Es ging

nicht. Ich fühlte nur das Stechen des Messers, das sie in meine Brust gestoßen hatte. Es blutete nicht, es steckte da einfach nur und brannte die Seele aus mir heraus. Ich traute mich nicht, mich zu bewegen. Das macht man nicht, wenn der Fremdkörper noch in der Wunde ist. Man hält einfach still und wartet, bis Hilfe kommt.

Sanna kam ein paar Minuten später. Meine Mutter hatte sie angerufen.

Sie tat das Einzige, was man in so einer Situation tun kann. Sie stabilisierte mich. Sie setzte sich neben mich und hielt mich fest. So lange, bis meine Mutter wieder zurückkam.

Meine Mutter ist Allgemeinärztin. Sie hat eine Praxis im Erdgeschoss unseres Hauses. Ihr Job ist es, sich anzuhören, welche Beschwerden ihre Patienten haben, sie zu untersuchen und mit einem rettenden Medikament nach Hause zu schicken. Wenn es ernst wird, überweist sie sie an einen Facharzt oder ins Krankenhaus. Vermutlich ist sie deshalb nicht so sonderlich geübt im Überbringen von Hiobsbotschaften.

Paps konnte das besser. Aber der lag zu diesem Zeitpunkt selbst in einem Krankenhausbett.

»*Ich fahre zu Papa*«, sagte ich, als der Eispanzer um meinen Kehlkopf aufsprang.

Sanna half mir aufzustehen.

Meine Mutter kam auf mich zu und nahm mich unbeholfen in den Arm. »*Es tut mir so leid*«, flüsterte sie und fing an zu heulen. »*Vielleicht wird ja doch noch alles gut.*«

»*Natürlich wird alles gut.*« Ich schob sie weg und ging mit Sanna in den Flur.

Es dauerte nicht lange, in meine Sneaker zu schlüpfen und die Jacke überzustreifen.

»*Station D12, Zimmer 7.*« Meine Mutter sah uns nach, als Sanna und ich zur Tür hinausgingen.

Das war das letzte Mal gewesen, dass sie von Hoffnung sprach.

# Kapitel 3

Ich muss aufhören, immer wieder diese Erinnerungen durchzugehen! Es ändert ja doch nichts. Das Leben ist, wie es ist. Es endet immer tödlich.

Das Dumme ist, dass man nie weiß, wann das sein wird.

Papa hatte noch vier Tage Leben nach diesem Tag. Oder was man eben so »Leben« nennt. Er hat sie genutzt, um sich zu verabschieden.

Ach, Paps. Als ob es möglich wäre, mit Worten und guten Vorsätzen dafür zu sorgen, dass das Leben aller anderen nahtlos weitergeht.

Als ob du hättest verhindern können, dass ich leer bin ohne dich. Ich bin nicht mehr Tally, dein Füchlein. Und ich werde sie auch nie wieder sein. Es tut mir leid.

Ich liege hier und lasse mich von dem großen Nichts umarmen, das mich begleitet, seit ich heute Morgen aufgewacht bin. Zehn Minuten. Zwanzig Minuten. Eine Stunde ... wie lange werde ich wohl in diesem Zustand schweben können? Hoffentlich schellt niemand an der Tür. Hoffentlich ruft Sanna nicht an. Hoffentlich kommen die Gedanken nicht zurück ... Hoffentlich schlafe ich ein und wache nie wieder auf.

Hör doch endlich auf zu schlagen, du dummes Herz.

Es ist schon Abend, als ich mich wieder rühre. Ich bin tatsächlich eingeschlafen und nur das Klicken der Eingangstür hat mich geweckt.

Meine Mutter geht durch die Wohnung. Sie klappert in der Küche herum, flucht, lässt etwas auf den Boden fallen, hebt es auf und schaltet die Kaffeemaschine an. Dann kommt sie zu mei-

nem Zimmer. Sie klopft und öffnet gleichzeitig die Tür, ohne eine Antwort abzuwarten. »Warum liegst du im Bett?«, fragt sie und steht schon mitten im Zimmer. »Bist du krank?« Sie klingt eher vorwurfsvoll als besorgt.

»Nein.«

»Hast du nichts für die Schule zu erledigen?«

»Nein.«

»Triffst du dich nicht mit Sanna?«

»Nein.«

»Steh bitte auf. Wir können uns nicht hängen lassen. Das Leben geht weiter.«

»Nein.«

Sie holt Luft, um etwas zu erwidern, überlegt es sich dann aber anders. Ich glaube, sie hat keine Lust zu diskutieren. Das ist gut, denn ich will auch nicht reden.

Sie dreht sich um und geht. Ich höre, wie ihre Schritte im Wohnzimmer stoppen. »Davon, dass du im Bett liegst, wird er auch nicht wieder lebendig, Tally!«, ruft sie bitter.

Gönn mir wenigstens den einen Tag, wenn schon nicht den Rest dieses Lebens.

Nur den einen Tag im Nichts.

Ich glaube, ich bin am Ertrinken, weil ich die ganze letzte Woche geschwommen bin. Seit dem Moment, als ich Paps nach der zweiten OP gesehen habe, schwimme ich.

Ich bin losgeschwommen, als der Monitor zu piepen anfang. Mit voller Kraft geschwommen, als die Krankenschwester den Alarm ausmachte und mir die Hand auf die Schulter legte.

Hab gegen die Wellen gekämpft, als aus der gezackten Linie eine gerade wurde und er ganz still dalag.

Es ist schwer, in einem aufgewühlten Ozean gegen die Brandung anzuschwimmen, aber man muss es tun. Zumindest, solange man das Gefühl hat, dass man es schaffen kann. Nach Paps' Tod habe ich das die ganze Zeit über getan. Aber seit der Beerdigung gestern habe ich dieses Gefühl nicht mehr.

Ich habe aufgehört zu schwimmen. Ich lasse mich treiben. Und wenn ich untergehe, dann gehe ich eben unter. Oder vielleicht werde ich auch an den Strand gespült, wer weiß.

Auf jeden Fall tue ich jetzt nichts mehr.

Meine Mutter verlässt die Wohnung wieder. Sie geht noch einmal in die Praxis, das macht sie immer so. Nur hätte sie mich früher nicht im Bett liegen lassen. Sie hätte darauf bestanden, dass ich aufstehe und mich zu irgendetwas aufraffe. Sie hätte es gefordert, energisch oder mit einem Scherz, je nach Laune. Aber sie hätte es getan, früher. Früher, vor zwei Wochen.

Durch meinen Körper läuft ein Ruck.

Ich spüre, dass ich nicht mehr im Wasser treibe. Es ist wie gestern bei der Beerdigung: Der nächste Punkt ist erreicht. Überraschenderweise bin ich doch nicht ertrunken. Meine Mutter hat mich mit ihrem Verhalten an den Strand geschubst.

Verwirrt liege ich da, spüre den Sand unter mir und muss eine Entscheidung treffen.

Ein paar kleine Wellen rollen noch über mich, unter mir zieht sich der nasse Sand zurück, Muschelschalen kratzen an meiner Haut. Aber ich bin an Land, obwohl ich mir nicht sicher bin, dass ich da sein will.

Die Sonne brennt auf meinen Schultern.

*Steh auf, Tally. Davon, dass du hier liegst, wird er nicht wieder lebendig.*

Aus dem Nichts kommt der Schmerz zurück.

Und ich stehe auf.

# Kapitel 4

Am nächsten Morgen piept der Wecker zur üblichen Zeit. Das Geräusch reißt mich aus einem Traum, der friedlich und angenehm war. Irgendwas mit Freunden und chilliger Musik, und Paps hat kurz zur Tür hereingeschaut.

Jetzt schramme ich direkt beim Übergang vom Schlafen ins Wachsein an der harten Kante der Realität entlang. Noch bevor ich die Augen aufmache, krallt sich eine Faust um mein Herz und ein bitteres Gefühl erfüllt mich: Es ist nicht mehr wie früher.

Ich blinzle unwillig. Die Sonne drängt durch die Ritzen der Jalousie in mein Zimmer und malt helle Streifen auf den Fußboden. Optimistisch. Von mir aus sollte es besser regnen, aber es geht im Leben nicht nach meinen Wünschen.

Ich richte mich auf und werfe dem Fenster einen bösen Blick zu.

Das taube Gefühl von gestern ist Geschichte. Jetzt toben in mir drei Gegner: Bitterkeit, Wut und Trotz.

Sollen sie toben. Davon werde ich mich nicht beeindruckt lassen.

Ich stehe auf, schnappe mir die Beanie-Mütze, die ich mir gestern Abend zurechtgelegt habe, setze sie auf und gehe ins Bad. Ich sehe eigentlich aus wie immer. Noch ein bisschen blass, weil verschlafen. Aber die Sommersprossen sind noch da, genau wie die grauen Augen mit den hellen Wimpern und die kleine Nase, die mich kindlicher aussehen lässt, als ich mich fühle. Ich putze mir die Zähne und nehme mir Zeit, mich zu schminken. Ich habe nicht vor, wie ein Trauerkloß herumzulaufen. Das Leben geht weiter und meine Mutter hat recht: Ich kann nichts daran

ändern, dass mein Vater tot ist. Also werde ich einfach so tun, als wäre alles normal. Nur eben anders, weil ich nicht mehr die alte Tally bin.

Ich suche mir die buntesten Klamotten aus, die ich in meinem Schrank finden kann, und gehe in die Küche.

Es ist noch früh am Morgen, deshalb ist meine Mutter noch da. Sie sitzt am Küchentisch, trinkt Kaffee und liest die Nachrichten auf ihrem Tablet. Als ich hereinkomme, hebt sie kurz den Blick.

»Morgen, Mam«, sage ich und mache mich am Kaffeeautomaten zu schaffen.

»Morgen, Tally.«

Eigentlich hatte ich eine Reaktion auf mein Outfit erwartet, aber sie sieht mich gar nicht weiter an. Erst, als mir klirrend ein Löffel herunterfällt, bemerkt sie etwas.

»Warum trägst du eine Mütze?«, fragt sie. Mit gerunzelter Stirn betrachtet sie mich, als wäre ich ein schräges Zootier.

»Einfach so.« Ich habe nicht vor, ihr die Wahrheit unter die Nase zu reiben. Sie wird es sowieso früh genug erfahren. Und für eine ausflippende Mutter bin ich erst heute Nachmittag bereit. »Ich hab 's eilig«, behaupte ich und nehme mir rasch ein Croissant aus dem Brotkorb auf dem Tisch. Der Automat hat meinen Kakao zum Glück schon fertig produziert und ich beeile mich, mit dem dampfenden Becher die Küche zu verlassen.

Ich schnappe mir den Schulrucksack und verschwinde Richtung Wohnungstür.

»Ich hab dich lieb, Mam!«, rufe ich im Gehen. Schließlich hat sie mich gestern gerettet und sie kann nichts dafür, dass mein altes Leben kaputt ist. Also kann ich auch ein bisschen nett zu ihr sein. »Mach 's gut!«

»Ich hab dich auch lieb«, höre ich sie sagen, bevor die Tür hinter mir ins Schloss fällt.

Im Treppenhaus atme ich erleichtert auf. Ich gehe langsam nach unten, denn in Wirklichkeit habe ich es natürlich überhaupt nicht eilig. Im Gegenteil. Ich bin viel zu früh dran für die Schu-

le. Sanna kommt erst in fünfzehn Minuten zum Treffpunkt. Ich wollte einfach nicht mit meiner Mutter reden heute Morgen. Es reicht, dass ich mich mit meinen eigenen Gefühlen beschäftigen muss. Die einer anderen Person verkrafte ich jetzt nicht noch zusätzlich.

Ich setze mich auf die Bank am Ende der Straße und warte.

Die Sonnenstrahlen fangen sich in meiner schwarzen Beanie und ich frage mich, ob ich es wohl den ganzen Tag aushalten werde, sie zu tragen. Es sieht so aus, als würde es heiß werden.

»Schöne Mütze«, ist Sannas erste Bemerkung, als wir uns ein paar Minuten später an der Ecke treffen. »Aber das Top ist noch besser. Hat was von den Neunzigern.« Sie grinst und umarmt mich. »Ich hab dich gestern vermisst. *Falcos* ist langweilig ohne dich.«

Ich erwidere nichts und zähle stattdessen die weißen Striche des Zebrastrreifens, um nicht an den letzten Nachmittag zu denken. Sanna redet einfach weiter. Sie hat irgendein Buch angefangen, das sie spannend findet, und, ach ja, es gibt da so einen neuen Treff an der Schule, ob ich mal mit hingehen will.

»Kannst ja mal drüber nachdenken.«

Ich schaue hoch, weil sich ihre Stimme anhört, als würde sie eine Antwort erwarten.

»Ähm ... ja, ich denk drüber nach«, sage ich schnell. Sie fragt sowieso noch mal nach, wenn sie mich wirklich irgendwo hinschleifen will.

Kurz vor der Schule begegnet uns ein Typ, den ich zwar schon mal gesehen habe, aber mit dem ich noch nie ein Wort gewechselt habe. Er kommt lächelnd auf uns zu. Sehr seltsam.

Ich überlege noch, ob zurücklächeln oder weggucken angebracht ist, da bleibt er vor uns stehen und umarmt Sanna kurz.

»Grüß dich, Sanna.« Dann schaut er mir ins Gesicht, hält mir die Hand hin und sagt strahlend: »Hi, ich bin Timo.«

»Hallo, Timo.«

Ich fühle mich wie in einer Selbsthilfegruppe für anonyme

Fremdbegrüßer. Nicht dass Sanna keine Freunde hätte, die ich nicht kenne. Aber bei einem so hübschen Bekannten hätte sie mich ruhig mal vorwarnen können. Ich vermute, dass Mister Wow-ich-schaue-dich-megaherzlich-an mich als verklemmte Stubenfliege mit schwarzer Mütze wahrnimmt.

Sanna grinst fröhlich. »Das ist Tally«, sagt sie locker und geht weiter.

Timo begleitet uns: die schöne Sanna mit ihrem leuchtend blonden Haar, perfekt-imperfekt abgestimmten Hipsterklamotten und den elegant schwingenden Hüften; und die Neunzigerjahre-Tally mit roboterhaften Schritten. Vielleicht ist der Typ ihr Freund und ich hab nichts mitbekommen, weil ich gestern mit dem Stranden beschäftigt war.

Die beiden Schönen unterhalten sich über etwas, dem ich gerade nicht folgen kann. Ich stelle aus gegebenem Anlass meine derzeitige Zurechnungsfähigkeit infrage. Zum Glück muss Mister Wow in einen Unterrichtsraum im Erdgeschoss, während wir die erste Stunde im Dachgeschoss haben.

»Wer war das denn?«, würge ich heraus, als er verschwunden ist.

Sanna schaut mich schon wieder komisch von der Seite an, als wäre ich krank oder so.

Dann lacht sie und stupst mich in die Seite. »Timo gibt mir neuerdings Nachhilfe in Physik. Ich kenne ihn aus dem Chor.« Sie mustert mich noch einmal und fängt an zu lachen. »Was ist denn los? Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen.«

Wir haben die letzte Treppe fast hinter uns gebracht. Dass mein Gesicht knallrot ist, liegt nur daran, dass man eben ins Schwitzen kommt, wenn man bei Temperaturen von gefühlt 30 °C bis ins Dachgeschoss stiefeln muss.

»Ich will nichts von ihm, falls du das gerade denkst«, redet Sanna weiter. »Aber er ist echt süß, oder?«

Ich ziehe die Augenbrauen in die Höhe und schüttle den Kopf. Das kann auch Zustimmung bedeuten, glaube ich. »Ja, hat was«, räume ich ein.

Wir haben den Klassenraum erreicht. Ich setze mich an meinen Platz, um mir noch schnell durchzulesen, was wir in der letzten Stunde gemacht haben. Man weiß nie, ob die Lehrer auf dumme Ideen kommen und Sachen unangekündigt abfragen. Wenn es mir gelingt, bis zum Stundenklingeln beschäftigt auszusehen, spricht mich bestimmt auch niemand an. Ich brauche ein paar Minuten mit mir und meinem Hirn allein.

Tatsächlich bin ich relativ entspannt, als Herr Müller den Raum betritt. Ich mag ihn persönlich nicht besonders, aber sein Unterricht ist spannend. Geschichte interessiert mich. Ich finde es beeindruckend und erschreckend zugleich, was die Menschheit in der Vergangenheit alles erlebt und getan hat. Und Herr Müller hat so eine Art zu unterrichten, die das Ganze lebendig macht.

Der Mann ist um die sechzig und geht bestimmt in ein paar Jahren in Rente. Im Sommer trägt er immer Baumwollhemden, deren oberster Knopf offen steht. Im Winter gesellt sich ein Sakko dazu und dann bindet er sich oft sogar eine Krawatte. Heute präsentiert er sich in einem blassrosa Oberhemd und grauen Stoffhosen. Dazu polierte schwarze Schuhe. Seine Brille funkelt, als er den Blick über seine Schülerschaft gleiten lässt. Ich glaube, er wollte gerade sein Begrüßungslächeln aufsetzen, da bleiben seine Augen an mir hängen.

»Talitha Kramer, würden Sie bitte Ihre Mütze abnehmen?«

Ich schaue ihm ins Gesicht und spüre, wie der Rest der Klasse mich anschaut.

Ich atme tief durch und wage den Widerstand: »Aus persönlichen Gründen würde ich sie gern auflassen, Herr Müller. Vielen Dank für Ihr Verständnis.«

»Es tut mir leid, aber das kann ich nicht akzeptieren. In meinem Unterricht herrscht eine Keine-Mützen-Politik.«

Ich höre ein paar Schüler kichern und frage mich, ob ich mich hier auf irgendwelche Grundrechte berufen kann. Als Geschichtslehrer müsste Herr Müller sich eigentlich mit der Verfassung und

all dem Kram auskennen. Ich habe leider in Politik nicht so gut aufgepasst.

»Können Sie bitte im Interesse aller eine Ausnahme von Ihrer Regel machen?«

Er runzelt die Stirn. Vermutlich gehen ihm gerade Szenen aus Ghandis friedlichem Widerstand durch den Kopf und er überlegt, ob es seine Autoritätsstellung in der Klasse gefährdet, wenn er einer Schülerin erlaubt, sich seinen Regeln zu entziehen.

»Im Interesse aller also«, murmelt er. »Nun gut. Ich nehme an, dass Sie sinnvolle Gründe für diese Bitte haben. Ich werde also heute – und nur heute! – eine Ausnahme machen. Zur nächsten Stunde kommen Sie bitte wieder ohne Kopfbedeckung. Ich empfinde das Tragen von Mützen und Hüten in geschlossenen Räumen als unhöflich.«

Die hintere Reihe stöhnt genervt, schließlich hatten wir diese Diskussion in Bezug auf Basecaps schon des Öfteren bei ihm. Zum Glück beginnt er jetzt endlich mit dem Unterricht und wir wenden uns wichtigeren Dingen zu als der Frage, warum Tally heute eine schwarze Mütze trägt.

In der letzten Stunde hat Herr Müller mit uns die politischen Entwicklungen im Vorfeld des Zweiten Weltkrieges durchgenommen. Heute kommen wir zur Sache. Hitler ist an der Macht und wir tauchen in seine verrückte Vorstellung einer reinen arischen Rasse ab. Es ist mir so unbegreiflich, wie man auf die Idee kommen kann, dass nur gesunde, blonde, blauäugige Menschen mit der richtigen Religion das Recht auf Leben haben. Aus den Augenwinkeln betrachte ich meine Klassenkameraden. Es würden, wenn ich richtig zähle, nur fünf das Glück haben zu überleben: Sanna (blond und christlich), Max (blauäugig, gut trainiert, die hellbraunen Haare werden ihm sicher verziehen), Katharina, Linn und Emma. Obwohl ich mir bei Emma nicht ganz sicher bin, denn soweit ich weiß ist ihr Vater Jude. Sie selber hat es nicht so mit der Religion, aber es könnte schon ein Ausscheidungsgrund sein. Ich würde es vielleicht auch schaffen. Schließlich habe ich

eine atheistische Mutter – die allerdings schwarzhaarig ist, aber dafür einen ziemlich »sauberen« Stammbaum hat – und einen christlichen Vater mit blonden Haaren. Einen Arzt. Ich will mir gar nicht vorstellen, was er getan hätte, wenn er zu Hitlers Zeiten gelebt hätte. Bestimmt wäre er in den Widerstand gegangen und hätte uns alle in Gefahr gebracht. Aber dafür liebe ich ihn auch. Ich hätte ihn auf jeden Fall dabei unterstützt.

Tja, und was das Aussehen betrifft: Ich bin da schon ziemlich auffällig. Das Rot meiner Haare ist echt intensiv – man kann es kupferrot nennen, wenn man nett ist, aber öfter habe ich feuerrot gehört. Meine grauen Augen sind zwar auch nicht ganz gewöhnlich, aber Grau ist doch recht nah an Blau.

Ich glaube, ich wäre durchgekommen. Es sei denn natürlich, ich hätte meinem Vater dabei geholfen, verfolgte Menschen in unserem Keller zu verstecken.

Meine Gedanken gehen mal wieder auf Wanderschaft. Ich male mir aus, wie ich mit Papa gegen das Hitlerregime vorgehe. Sein Deckname für mich ist »Rotfuchs«. Ziemlich nah an dem Spitznamen, den er mir verpasst hat und den niemand anderes verwenden darf. Mir wird plötzlich klar, dass mich nie wieder jemand »Füchlein« nennen wird, und diese Erkenntnis schmeckt bitter. Sie hilft mir allerdings auch, wieder in die Realität zu kommen, und so überhöre ich nicht, wie Herr Müller uns warnt, in unserer Zeit nicht auf Hetze hereinzufallen.



In der Pause gehe ich mit Sanna nach draußen auf den Flur. Wir setzen uns auf den Boden – dunkelgrünes Linoleum, abgeschabt und alt, aber als Pausenplatz irgendwie gemütlich. Dummerweise habe ich vergessen, mir ein Brot mitzunehmen, aber Sanna teilt gern. Wir kauen schweigend an der Vollkornschnitte und beobachten die anderen Klassen, die, Karawanen gleich, an uns vorüberziehen, um das Zimmer zu wechseln.

»Kommst du heute Nachmittag zum Lernen rüber?«, fragt Sanna schließlich.

Ich weiß, dass es mir nicht schaden könnte, mich auf die Klassenarbeit in Englisch vorzubereiten. Bisher habe ich fast nichts gemacht und Sanna ist eine spitzenmäßige Lernpartnerin.

»Ja, klingt sinnvoll«, antworte ich also und ziehe meinen Fuß zurück, über den beinahe ein Siebtklässler gestolpert wäre. »Aber ich komme erst gegen fünf. Ich will vorher noch zum Friedhof.«

»Okay, kein Problem. Ich kann auch mitkommen, wenn du gern Gesellschaft hättest.«

So weit bin ich noch lange nicht. Ans Grab meines Vaters kann ich ganz sicher niemanden mitnehmen, nicht einmal meine beste Freundin.

»Nein, danke. Ich muss erst mal allein dahin.«

Wie gut, dass Sanna jemand ist, dem ich das nicht erklären muss. Ich schaue ihr in die Augen und sehe darin simples Verständnis.

Es klingelt. Wir gehen zurück in den Klassenraum und warten auf Herrn Menzel, der mich garantiert auch wieder auf die Mütze ansprechen wird. Seufzend lege ich das Mathebuch auf den Tisch und harre der Dinge, die da kommen werden.